

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 235.

Sonntag, 6. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(4. Fortsetzung.)

Bitry ist sich über den Sinn dieser Ablenkung nicht ganz klar. „Ich denke, ja. Warum?“

„Ist da die ganze Umgebung sehr wertvoll?“

„Ganze Umgebung“ ist ein weiter Begriff“, stellt der Prinz umsichtig fest. Die Aussprache bei diesem Tete-a-Tete bewegt sich in Bahnen, die von ihm keineswegs vorgeesehen waren. Wohin aber die Fragen dieser schönen Frau auch zielen mochten — jedenfalls war es geboten, die Führung zu behalten. „Sie haben wohl ein bestimmtes Terrain im Auge? Hat sich vielleicht Ihr Chef dort angekauft?“ sondiert er aufs Geratewohl.

„Das müßten Sie doch wissen!“ gibt sie ihm treffend zurück.

„Es gibt auch Mittelsmänner in diesen Dingen.“ Er denkt dabei sofort an Molitor, der als einziger in Betracht käme.

Daselbe tut Ines auch. „Mittelsmänner?“ Sie lächelt unschuldig. „Na, nehmen Sie mal an, Durchlaucht, ich hätte einen!“

„Tue ich ohne weiteres. Für welche Frau wäre der Mann kein Mittel zum Zweck?“

„So meine ich das natürlich nicht“, wehrt Ines schwach ab. „Außerdem ist das nicht wahr.“

„Richt?“ Bitry läßt seinen sorgfältig bearbeiteten Scheitel ein wenig nach der linken Schulter sinken. „Unsereiner denkt sich das meistens. Aber es ist ja schön, wenn es nicht zutrifft; besonders schön in diesem Falle. Ich stelle mich gern um. Sie können mir doch offen sagen, um wen es sich handelt! Ich weiß es nämlich doch: Es kann bloß einer sein.“

Obwohl der Anschein leichter Heiterkeit beiderseits gewahrt wird, heften sich die Blicke gespannt ineinander. Beider Hirne arbeiten fieberhaft, um die gebotenen Chancen einigermaßen richtig abzuschätzen. In dieser Pause tritt der Kellner an den Tisch, füllt die Kelche frisch. Das Eis im Kübel knackt; die weiße Serviette riecht nach Chlor. Dann ist es so still, daß man den Schaum am Glasrand leise knistern hört. Der Prinz hebt sein Glas. Es ist eine Aufforderung.

„Also — ja“, meint Ines leichthin. „Der ist es!“ Dann trinkt auch sie, mit einer gewissen Hast, die Bitry nicht entgeht.

Er ist jetzt ganz ruhig. „Gut“, sagt er. „Wir wollen hier keine Namen nennen. Ich bin bereit. Ihnen innerhalb gewisser Grenzen Auskunft zu geben — falls Sie ein berechtigtes Interesse an einer bestimmten Frage haben.“

Das hatte Ines. „Ich bin mit dem Betreffenden verlobt.“

Bitry öffnete den Mund. Er wollte zu sich selber „Donnerwetter!“ sagen; seine Zunge gehorcht ihm jedoch augenblicklich zu den Worten: „Dann allerdings...“ Dabei senkt er die Augen und beschäftigt sich mit seinem Zigarettenetui.

Ines bemerkt trotz ihrer Erregung, daß es aus Gold ist und eine Krone aus Brillanten an der oberen Ecke trägt. Er hält es ihr geöffnet hin. „Danke“, sagt sie mechanisch. Sie ist zwar nicht gewöhnt, zu rauchen, zumal nicht in öffentlichen Lokalen dieses Stils, aber es scheint dazugehören.

(Nachdruck verboten.)

„Sie wollen nun natürlich gern wissen, was das betreffende Terrain wert ist?“ hört sie Bitry sagen. „Leider muß ich Ihnen da eine Enttäuschung bereiten. Unsere Gesellschaft hat seinerzeit den Ankauf abgelehnt, weil die Probebohrung unergiebig blieb. Der jetzige Inhaber will das Risiko selbständiger Ausbeutung wagen. Fragt sich nur, ob er die Mittel dazu aufbringt. Und selbst, wenn —“ Eine skeptische Schulterbewegung ersetzt den unausgesprochenen Schluß. Madenzie hätte vor der Diplomatie dieser Sätze kapituliert, in denen die Wahrheit zur Irreführung benutzt wurde.

Ines schweigt. Sie starrt in ihr geleertes Glas, in dem die Perlen müde und spärlich steigen. Ungeachtet der Folgen, benagt sie die Unterlippe mit den scharfen weißen Zähnen.

„Sie verstehen?“

„Als ob er es nicht sähe! „Das ist doch klar.“

„Nun ja. Aber schließlich — ich möchte da keine Folgen heraufbeschwören; man erlebt zuweilen Überraschungen — besonders früher war das häufig der Fall.“

Eine steile Falte zeigt sich auf Ines Discaills Stirn. „Lassen Sie nur!“

„Gut“, stimmt Bitry erleichtert zu. Immerhin ist ihm die Situation nicht angenehm. So ganz ist ihm die skrupellose Parole des Du-oder-ich, die den merkantilen Aufstieg Josaphat Madenzies kennzeichnete, doch noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. „Reden wir nicht mehr von den leidigen Spekulationen! Gold allein macht auch nicht glücklich. Tanzen Sie, Fräulein Discaill?“ Eigenhändig füllt der Prinz noch einmal die Gläser, daß sie sprudelnd überfläumen.

Ines hat die Enttäuschung, die eben noch ihr Gemüt verdunkelte, ebenso rasch hinuntergeschluckt. Warum auch den Abend nicht genießen? Mit merklicher Befreiung atmet sie auf. Die Farm in der Saint-Vincent-Bucht, die eben noch grau und beängstigend vor ihrer Seele stand, versinkt. Mit ihr das schemenhafte Bild eines Verlobten, den sie seit drei Jahren nicht gesehen hat und der mit hartnäckiger Treue dort auf sie wartet. Möchte er! Es war schließlich seine Sache; das weitere würde sich schon finden... Sie aber tanzte gern — zumal mit einem leibhaftigen Prinzen, der ganz danach aussah, als ob er ein guter Partner sei.

Als das Paar durch die Halle zum großen Ballsaal hinübergeht, drehen einzelne Herren die Köpfe; Damen machen einen schmalen Mund und heben die Vorgnons.

Nur Juliane ter Steegen blickt den beiden mit unverhohlener Neugier nach und ihren Onkel an. „Du, sag mal, Eugen, wer war denn das? Kennst du sie? Bischen gewagte Aufmachung; aber eine schöne Frau, nicht?“

„Hm“, macht Eugen de Hemptin. „Jawohl — ich kenne sie. Es ist meine Sekretärin.“ Die stereotype Ironie seines Gesichtsausdrucks bekommt einen farastischen Einschlag. „Ich möchte bloß wissen, was sie sich da für einen fabelhaften Kavalier angeschafft hat!“

Das kann ich dir nun wieder sagen“, erklärt Juliane lachend. „Wenn ich mich nicht irre: Prinz Bitry.“

Juliane, aus Gewohnheit Frühaufsteherin, ist auch an diesem Morgen in ihrem Ostender Hotelzimmer mit dem Tagesgrauen aufgewacht, obwohl sie erst spät zur Ruhe kam. Es hat auch wohl dazu beigetragen, daß allerhand ihre Seele bewegte, zumal das Gespräch, das sie mit Eugen de Hemptin geführt, und der Gedanke an Josaphat Madenzie. Es ist so eine Sache, einen Mann heiraten zu sollen, über den die Leute sich nicht alles sagen, was sie wissen. Und dieses Gefühl hat sie bei Eugen, trotz aller Vorsicht des Onkels, sehr deutlich gehabt.

Selbst Clever ist von der frühen Störung überrascht, jedoch sofort bereit, auf alle Unternehmungen einzugehen. Juliane aber hat wenig Sinn für diese Bereitwilligkeit. Sie steht vor dem offenen Fenster, einem stillen und perlgrauen Frühlicht gegenüber. Die Digue, an der das Hotel liegt, ist öde und menschenleer. Der kühle Morgenwind, der die Salzluft vom Meer herüberträgt, bewegt zitternd die verschlafenen Blätter der Bäume und Julianes Haar an den Schläfen. Von der See tönt monoton Brausen. Unter flachen Nebeln dehnt sich die graue Wasserfläche ohne Horizont in sanfter rhythmischer Bewegung.

Clever sitzt zu Julianes Füßen und stößt ab und zu ein kurzes Grunzen aus, das aber keinerlei Eindruck macht. Er liebt es nicht, wenn sein Gesichtsfeld solcherart beschränkt ist. Ein scharfes Klaffen endlich bringt es dahin, daß Juliane sich begütigend zu ihm hinunterbeugt und ihn auf die Fensterbank hebt. Er setzt sich zufrieden dicht neben sie, so daß sie die Wärme des kleinen, lebendigen Körpers an dem ihren fühlt, den die Kühle umhüllt hat. Mit blinzelnd zusammengekniffenen Augen hebt Clever den Kopf und wittert mit der beweglichen Nase der Salzbrise entgegen. Von ihm aus kann das jetzt so bleiben... Juliane krauelt mechanisch seinen Kopf. Er spürt die kosende Berührung hinter den Ohren und unter dem Kinn mit brünstiger Hingabe an diese Seligkeit seines Hundegemüths.

Der Nebel hat plötzlich leuchtende Ränder, gerät in Wallung und zerteilt sich. Wie ein erwachtes Auge unter ihm die feierlich übersonnte Fläche des Meeres. Damit scheint ein Entschluß über das Mädchen gekommen zu sein: Mit rascher Bewegung wendet sie sich und packt das Badezeug zusammen.

Clever sieht schon mit zitterndem Schwanzstummel in der Tür, ehe es noch so weit ist, daß sie leise geöffnet wird. Dann geht es, ebenso behutsam, die mit dicken Läufern belegte Treppe hinunter. Aus der Hotelbiele kommt der übernächliche Geruch von kaltem Tabak, schalem Alkohol und Staub. Aufeinandergestellte Stühle türmen sich, nachdem man die Biegung zur zweiten Hälfte der Treppe erreicht hat. Der Hausdiener, in grüner Jacke und Schürze, hantiert mit dem eintönig summenden Staubsauger. In der zusammengehobenen Drehtür steht ein dampfender Seifen-eimer, um den Juliane herumgehen muß, um die Straße zu gewinnen. Der Nachtportier sieht ihr aus seinem Verschlag überrascht nach. Dann ordnet er weiter die Eingänge der ersten Post in die nummerierten Zimmerflücher.

Am Strand ist kein lebendes Wesen zu sehen. Schief und vereinsamt stehen die Strandkörbe zwischen verlassenen Burgen. Das Ganze erinnert an die ausgegrabenen Trümmer einer verschollenen Stadt. Der Bademeister, im Überzieher, unter dem die braunen Sandalenbeine zu frösteln scheinen, löst die Kette an der Brücke und zieht die Fahne hoch, wie es zum Sonnenaufgang gehört. Er sieht dem ersten Badegast etwas ungläubig entgegen, beeilt sich aber, eine Kabine aufzuschließen, der der üblische Geruch von Salzwasser und Teer entströmt.

Juliane geht hart an der glitzernden Brandung entlang. Mit leisem Zischen rollt das Wasser neben ihren Füßen auf den Sand. Hier ist der Strand glatt, sauber und eingeebnet von den nächtlichen Gezeiten. Eben erst kommt wieder die Flut auf.

„Das Wasser wird noch kalt sein, Mademoiselle“,

warnt der Bademeister. Die Flut hat das große Thermometer noch nicht erreicht, aber er hat seine Erfahrung.

„Das schadet mir nichts“, beruhigt Juliane. „Ich bin es gewöhnt.“

Wenige Minuten später wadet sie hinaus. Das klare Wasser spritzt um ihre Knöchel. Der öde Strand, Steg und Badelabinnen liegen hinter ihr; vor ihr das weite, brausende Wasser, von Sonne überschüttet.

Der Bademeister steht über der Brüstung gelehnt und schaut der ebenmäßig-schlanken Gestalt im bunten Badeanzug nach, die, von heller Wärme umflimmert, entschlossen ausschreitet. Clever läuft, etwas bestürzt und ungeschlüssig, am Ufer hin und her, schwimmt dann aber wohl oder übel seiner Herrin nach.

Juliane stößt sich vom Boden ab, als ihr das Wasser bis zur Brust reicht. Schauernde Kälte schlägt über ihr zusammen. Mit starken, sicheren Stößen strebt sie vorwärts. Herrlich, wie die Dünung den Körper wie auf wiegenden Armen trägt! Ein seltsam pridelndes Gefühl kommt dabei ganz tief aus der Brust, will als Lachen aus der Kehle. Wohlige Wärme durchpulst die gesunden, geröteten Glieder. Ein köstliches Gefühl des eigenen Ich gegenüber der freien Unendlichkeit!

Die sonnige Sandbank rechts voraus wird als Ziel genommen; schon Clevers wegen, der mit gehobener Schnauze prustend neben seiner Herrin herstrampelt. Dann liegen sie, beide tiefatmend, auf dem trockenen, schon wieder warmen Sand. Clever schüttelt sich aus wie ein nasser Schwamm, wirft sich bellend auf den Rücken und windet sich hin und her wie ein Aal. Er jault eine ganze Symphonie von Lebenslust und grundloser Seligkeit. Dann versucht er, mit warmer Zunge das salzige Gesicht Julianes abzulecken, die auf dem Rücken in der Sonne ruht, und, als das nicht erwünscht ist, die Füße.

Juliane liegt noch immer still und starrt in den Himmel, der sich als leuchtende Kuppel rings über dem Wasser wölbt. Das ist ein Ort hier, wo es einer gesunden Seele klar zu Sinne wird, diese kleine, einsame Sandbank zwischen Himmel und Wasser. „Weißt du, Clever“, sagt das Mädchen plötzlich und hält den widerstrebenden Gefellen dieser entscheidenden Stunde am Schwanzstummel fest, „man darf sich nicht einschüchtern lassen! Wir werden das Rennen schon für Vater Hendrik machen! Erst mal heute nachmittag. Und dann —“ Sie dreht sich herum, stemmt, auf dem Bauche liegend, die Ellbogen in den Sand und den Kopf in die Hände. „Und dann fahren wir nach Australien! Verstehst du?“ Sie ruht mit den Fingern durch das nasse Haar und schüttelt es. „Hendrik wird sich damit abfinden müssen. Der kauft auch keine Kake im Sack, der alte Herr. Und es geschieht ja ihm zu liebe. Wir wollen erst mal hier heraus — und dann zusehen, ob wir da hinein wollen, was?“

(Fortsetzung folgt)

September.

Nach Grummet duftet süß die Luft
Und herbe nach Kartoffeltraut.
Die letzten Hakerstiegen sind
Im Felde draußen aufgebaut.

Die Dreschmaschine summt und brummt
Im Takt ein altes Erntelied.
Und vor der Peitsche lust'gem Knall
Ein Schwarm von dreißigen Spaken flieht.

Ermüdet schafft noch ein Gespann
Vom Felde still der Ernte Rest.
Und mancher rüftet schon im Dorf
Sich dankerfüllt zum Erntefest.

Mädchen und Burschen schmücken sich
Das Kleid zu frohem Spiel und Tanz,
Die Alten flechten am Kamin
Erinnerung und Erntekranz.

Günter Wendi.